Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 34 (1978)
Heft: 4

Artikel: Jiddisches in der deutschen Sprache
Autor: Bebermeyer, Renate
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421250

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die wichtigste Edition Bodmers war die vierte, die „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt, CXL (140, eigentlich 138) Dichter enthaltend, durch Ruedeger Manesse, weiland des Raths des uralten Zürich. Aus der Handschrift der Königlich-Französischen Bibliothek". Die Schicksale der Manessischen Handschrift hat Gottfried Keller in der zweiten Zürcher Novelle, „Der Narr auf Manegg", verzeichnet. Man nennt sie heute die Große Heidelberger Liederhandschrift, weil sie sich gegenwärtig in der Universitätsbibliothek von Heidelberg befindet; im 18. und 19. Jahrhundert zierte sie die Bibliothèque nationale in Paris, obschon sie dort eigentlich nichts zu suchen hatte, was die Sieger von 1870/71 dann auch richtigstellten.

Eugen Teucher

Jiddisches in der deutschen Sprache

Von Dr. Renate Bebermeyer

1962 erschien Salcia Landmanns „Jiddisch, das Abenteuer einer Sprache", im selben Jahr das „Jiddische Wörterbuch" von Siegmund A. Wolf. Seither beschäftigen sich immer wieder Artikel und Essays mit Art, Artung und Ursprung der Sprache der deutschen Juden. Dabei wird darauf hingewiesen, daß unser heutiges umgangssprachliches Deutsch so manches jiddische Wort, manche Wendung jiddischer Herkunft kenne; doch fehlt bis heute eine verbindliche und umfassende wissenschaftliche Erklärung und Würdigung dieses Einflusses. Gerade diese Entlehnungsschicht ist besonders interessant und aufschlußreich. Einmal ist es hier die Umgangssprache, die das Fremdwortgut entgegennimmt — im Gegensatz zu den sonst vornehmlich literarischen Entlehnungswegen —, sodann sind die vermittelnden sprachlichen Zwischenträger von kulturhistorischem wie soziologischem Interesse, und ferner ist bemerkenswert, wie das Neugut „mundgerecht" gewandelt wird. Neuerdings hat auch die Publizistik, wenn auch schlagwortartig vereinfachend, auf Jiddisches hingewiesen: in seiner Serie „Juden in Deutschland" führt der „Stern" am 3. März 1977 unter der Überschrift „Wir alle sprechen jiddisch: schmusen, dufte, schäkern" 25 Wörter auf, die „von uns wie selbstverständlich gebraucht werden". Unter ihnen finden sich solche, die heute kaum noch zum aktiven Wortschatz gehören, so Mischpoche, acheln, schickern, Tacheles reden; andere hingegen, die ganz geläufig sind, so „Hals- und Beinbruch", fehlen in dieser Zusammenstellung. Was ist nun Jiddisch?

Erzwungen durch das Laterankonzil von 1215, das eine strenge Scheidung von Juden und Nichtjuden gefordert hatte, bildete sich im 13./14. Jahrhundert auf deutschem Boden das Jiddische heraus, eine einheitliche Sprache ohne Dialektbildung, deren Werdungsprozeß im 17. Jahrhundert im wesentlichen abgeschlossen ist. Struktur und Kernwortschatz sind mittelhochdeutsch; ergänzende Entlehnungen vorwiegend aus dem Hebräischen und aus osteuropäischen Sprachen setzen besondere Akzente. Heute ist das Jiddische weithin eine tote Sprache, gesprochen nur noch von kleinen Gruppen in Israel, die das Hebräische, die heilige Sprache, nicht im alltäglichen Umgangsbereich profanieren wollen.

Die deutsche Umgangssprache hat jiddisches Wortgut nur selten direkt entlehnt: sehr oft nahm es den Umweg über die deutsche *Gaunersprache,* das *Rotwelsch,* eine in der deutschen Volkssprache wurzelnde Sondersprache, deren Entwicklung etwa seit 1350 zu beobachten ist. Träger dieser Sprache der mittelalterlichen Landstraße sind Gauner, Bettler, Schausteller, Krämer, die, dem Geheimcharakter ihrer Sprache entsprechend, viel Jiddisches hebräischen Ursprungs aufgriffen, zumal es ihnen leicht zugänglich war: war doch den Juden jegliches Gewerbe mit Ausnahme des Handels verboten. Auch in der sogenannten *Kundensprache,* einem jüngeren Abkömmling der Gaunersprache, spielt das Jiddische eine erhebliche Rolle, ebenso in der Sprache der den unehrlichen Berufen zugerechneten *Scharfrichter.* Auf der Landstraße aber bewegten sich in älteren Zeiten auch die Studenten, so daß die frühe *Studentensprache* eine beachtliche hebräische Lehnwortschicht aufweist. Soziologischer wie politischer Wandel bewirkte, daß das sogenannte Gaunertum in der beginnenden Neuzeit in den Städten Fuß faßte, und hatte zur sprachlichen Folge, daß die *Stadtmundarten* viel Gaunersprachliches übernahmen. Von Rang und Bedeutung ist dabei besonders die Stadtmundart Berlins, die zeitweilig solche Autorität besaß, daß sie viel typisch Berlinerisches in die allgemeine Sprache zu schleusen vermochte.

Die Wege, die uns heute geläufige Wörter und Wendungen jiddisch-hebräischen Ursprungs genommen haben, sind nicht immer genau nachzuzeichnen. Größtenteils aber führte der Weg — wie gesagt — über die Gaunersprache, wobei oft die Berliner Stadtmundart als weiterer Zwischenwirt fungierte (mies, meschugge, dufte); manches wurde durch die Studentensprache vermittelt (Schmu, im Eimer sein, mauern); fast nichts hingegen kommt direkt aus dem Jiddischen selbst. Der Schwerpunkt dieser sprachlichen Übernahme liegt deutlich im 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Die Behandlung, die das Wortgut von der

Straße erfährt, ist die im Fremdwortbereich übliche: ein Teil wird nach längerer oder kürzerer Zeit wieder ausgeschieden, ein anderer wird, geringfügig lautlich angepaßt, als Fremd- oder Lehnwort aufgenommen, anderes aber klanglich völlig an heimische Wörter angeglichen und so dem Wortschatz perfekt eingepaßt. Diese Eingliederung auf volksetymologischer Basis, die im Gesamtrahmen der Eindeutschungsmöglichkeiten eine unter mehreren ist, steht bei den Übernahmen aus dem Jiddischen deutlich im Vordergrund. Ein Grund dafür ist sicher die schon erwähnte Mittlerrolle Berlins: noch heute ist der Berliner dafür bekannt, daß er alles so lange „verquatscht", umdeutet und ummodelt, bis es „typisch berlinerisch" klingt. Hinzu kommt, daß die Umgangssprache Trägerin dieser Entlehnungsvorgänge ist: breite Sprecherschichten assoziieren beim Hören fremder Wortklänge auffällig oft Heimisch-Vertrautes.

Ohne volksetymologische Umdeutung und ohne Bedeutungsveränderungen wurde „Gauner" (zunächst als ‚Jauner') angenommen, eine der ganz wenigen frühen Übernahmen (15. Jahrh., hebr. jawan = betrügen); über Berlin verbreitet wurde das auch lautlich unveränderte ‚mies' (hebr.-jidd. miess), ‚meschugge' (jidd. meschuggo, hebr. mesuga), ‚schofel' (jidd. schophol), ‚dufte' (jidd. toff, hebr. tob); im 20. Jahrhundert kam ‚keß' hinzu, die Benennung des jidd. Buchstabens *ch*, der als Abkürzung für ‚chochem' (klug, gescheit) stand. ‚Ausbaldowern' ist jiddischen Ursprungs (baal = Herr, Mann; dowor = Sache, also ‚Herr der Sache'); die vermittelnde Gaunersprache sah im ‚Baldower' den Anführer, den Hauptauskundschafter. ‚Schäkern' kommt von jidd. check (Busen, weiblicher Schoß), ‚Schmu' von hebr. šemu'a (das Gehörte), ‚Knast' von jidd. knas (Geldstrafe; hebr. kanas = bestrafen) und ‚Kaffer', von dem heute viele glauben, es gehe auf den Namen des afrikanischen Volksstammes zurück, kommt vom jidd. kapher (Bauer). Interessant ist ‚Schlamassel', bei dem sich das deutsche ‚schlimm' mit dem jiddischen ‚masol' (Stern, Schicksal) verbindet (jidd. schlimasel).

Wo Jiddisches mit den Mitteln der Volksetymologie zu völliger Klangidentität mit Heimischem gebracht wird, wo das Neue also vollkommen in die Wortfamilienstruktur unserer Sprache eingeordnet wird, finden sich besonders viele Redensarten und Wendungen. Dabei braucht sich die Bedeutung nicht oder nicht wesentlich zu ändern: dem passenden Klang wird deutlicher Vorrang eingeräumt, inhaltliche Assoziationen lassen sich mit einiger Phantasie fast immer finden. Im einfachsten Fall ist der Gleichklang mit Vertrautem schon völlig oder nahezu vorgegeben, so beim jiddischen ‚kol' (Stimme, Sprache), das wir in ‚Kohl reden' benutzen, beim jiddischen ‚mo(e)ss', das zu ‚Moos' (Geld) wurde,

und beim jiddischen ‚schmiro' (Bewachung), das in ‚Schmiere stehen' weiterlebt. Zumeist aber bedarf es mehrerer, sprachlich nicht fixierter Zwischenstufen, bis Fremdes mit Heimischem nahtlos verschmolzen ist. Urschwäbisch klingt z. B. die Wendung ‚wissen, wo Barthel den Most holt', dahinter verbirgt sich aber jiddisch-gaunersprachliches ‚barsel' (Einbrucheisen) und ‚Moos' (Geld; hebr. maot). Neben dem lautlichen Wandel vollzog sich hier auch eine gewisse Verbürgerlichung: aus dem Bereich des Kriminellen herausgenommen, gehört der Satz heute in das Bedeutungsfeld von Verschlagenheit, Gewitztsein.

Die allsommerliche Nachrichtenbaisse, die Saure-Gurken-Zeit, ist eine schlechte Zeit für Journalisten. Ausgangswörter sind denn auch jiddisch ‚zoro' (hebr. zarót = Leiden) und ‚joker' (hebr. jakrut = Teuerung), die Zeit ursprünglich, in denen die Geschäfte des jüdischen Kaufmanns schlecht gingen. Auf den ersten Blick scheint es, als habe sich das jiddische ‚betuche' (hebr. batah = sicher) durch seine Anlehnung an ‚Tuch' zu ‚betucht' erheblich von seiner Ausgangsbedeutung entfernt; tatsächlich aber ist die heutige Bedeutung ‚reich sein' in der ursprünglichen Bedeutungsbreite, die auch ‚sorglos leben' umfaßte, bereits angelegt. Die Wendung ‚einen Vogel haben' läßt sich vor dem Hintergrund alter volkstümlicher Vorstellungen recht gut erklären, mit großer Sicherheit aber liegt das jiddische ‚weokal', eine Verstärkung von ‚okal' (krumm, verdreht) zugrunde, worauf auch gaunersprachliches ‚n'wokal' (du heißt) in gleicher Bedeutung hinweist. Auch bei den Formeln ‚etwas ist Essig', ‚etwas ist im Eimer' lassen sich inhaltliche Beziehungen zu ‚Essig' und ‚Eimer' durchaus finden; Ausgangswörter aber sind jiddisches ‚hesek' (Schaden, Verlust, Nachteil) und ‚emo' (Furcht). Interessant sind Beispiele, die mit dem deutschen Wort, mit dem sie klanglich verschmolzen wurden, in gar keine inhaltliche Beziehung zu bringen sind, wie das bei der typisch berlinerischen Wendung ‚es zieht wie Hechtsuppe' der Fall ist, die man im Grunde erst versteht, wenn man weiß, daß der ‚Hechtsuppe' jiddisches ‚hech' (wie) und ‚supha' (Wind) zugrunde liegt. Auch die ‚rauhe Menge' gewinnt mehr Sinn, wenn man das jiddische Grundwort ‚raw' (viel) kennt; die ‚Sau' in der Wendung ‚unter aller Sau' ist eingedeutschtes jiddisches ‚ssea' (Maß); ‚Kluft' im Sinne von ‚Kleidung' geht auf hebr. ‚qilluph' (Schale) zurück (wir verwenden im Deutschen ‚Schale' auch in dieser Bedeutung), und das Mauern beim Skat kommt von jiddisch ‚morah' (Angst).

Nach volkstümlichem Abwehrzauber kann man Gutes nur beschwören, wenn man scheinbar Böses wünscht. In diesem Sinne könnte der Wunsch ‚Hals- und Beinbruch' verstanden werden. Tatsächlich aber geht diese Formel auf jiddisch ‚hazloche un

broche' zurück (hebr. hazlache = Glück, b'racha = Segen). Bemerkenswert ist die Wendung ,jemandem zureden wie einem kranken Gaul'. Hinter dem ,Gaul' verbirgt sich hebr. ,cholé' (Kranker), so daß wir heute tautologisch einem kranken Kranken zureden. Im Fremdwörterbereich ergibt sich gelegentlich der Fall, daß aus einem Ausgangswort zwei oder mehr heimische Varianten erwachsen; so auch hier, wo das jiddische ,pleto' mehrere Entwicklungswege nahm: einmal wurde es zur ,Pleite' (der ,Pleitegeier' hat nichts mit dem Vogel zu tun, ist vielmehr mißverstandenes jiddisches ,Pleitegeiher' = Pleitegeher); gaunersprachliche pleto-Varianten wie ,blede' oder ,blöde gehen' sind wahrscheinlicher Ausgangspunkt für unser ,flöten gehen', während sich aus der Nebenform ,blade' die ,Platte' entwickelte, die wir in der Wendung ,die Platte putzen' finden (hier ist es die schwäbische Händlersprache, die diese Wendung vermittelte).

Immer wieder kommt es bei der Erklärung von Wörtern und Wendungen zu Zweifeln und Unsicherheiten, die aus Überlieferungslücken beruhen. Hier sollte unter gewissen Umständen mehr als bisher die Möglichkeit gaunersprachlich-jiddischer Herkunft herangezogen werden. So will z. B. ,blau machen' (,blauer Montag') nicht so recht zu den sonstigen Wendungen passen, die sich um ,blau' gruppieren. Da ,blauer Montag' ebenso wie ,guter Montag' zunächst einfach den Tag bezeichnete, der dem Handwerksgesellen als arbeitsfrei zustand, könnte das ,blau' sehr wohl das jiddische ,blaw' (ohne) sein (ohne Arbeit also), zumal der wandernde Handwerksgeselle früherer Zeiten mit Gaunersprache Sprechenden ganz zwangsläufig in Berührung kam. ,Belemmert' wird zumeist zu ,lahm' gestellt; seine Bedeutung aber weist eher auf jiddisch ,b'li emor' (ohne Sprache) hin. Die ,Schmiere' als Bezeichnung für das schlechte Wandertheater wird vielfach zum ,Schmierfett' gestellt; bei dieser erst im 19. Jahrhundert greifbaren Benennung ist Herleitung von jiddisch ,smira' (Gesang) durchaus erwägenswert. Bei ,Pech haben' denkt L. Röhrich mehr an das in der Vogelstellerei verwendete Pech; da die Wendung aber erst im 18. Jahrhundert in der Studentensprache auftaucht, liegt jiddisches ,pechus' (Mangel), Unglück sehr nahe.

Andererseits wird manchmal jiddischer Ursprung erwogen, obgleich vieles dagegenspricht, wie beispielsweise bei ,uzen', ,kläffen', ,Kittchen', für die Salcia Landmann das Jiddisch-Hebräische heranzieht.

Auch das Jiddische ist von Bedeutung für die deutsche Sprache; man denke dabei nur daran, daß die älteste Gudrun-Fassung (Handschrift von 1382) jiddisch ist: die deutsche ist fast 150 Jahre jünger. Außerdem hat das Jiddische Mittelhochdeutsches so exakt

festgeschrieben, daß wir dadurch — viel zu wenig genutzte — zusätzliche Einblicke in diese Entwicklungsstufe unserer Sprache gewinnen können. Schließlich lassen auch die Übernahmen aus dem Jiddischen einen Blick in die „Werkstatt der Sprache" zu: wir können ihre Möglichkeiten verfolgen, aus Sonder-, Geheim-, Berufs- und Standessprachen neue sprachliche Anregungen zu schöpfen.

Manuskript und Rede

Rhetorische Anmerkungen zu einer Bundesfeierrede

Von Dr. Rudolf Schwarzenbach

Der Autor hat in den letzten Jahren mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds eine Sammlung von Tonaufnahmen öffentlicher Reden und Verhandlungen in der deutschen Schweiz aufgebaut, die der Forschung einstweilen im Phonogrammarchiv der Universität Zürich und in der Landesbibliothek in Bern zur Verfügung stehen wird. In seinem Beitrag zeigt er, wie auch offizielle Reden, deren Text der Presse zugestellt wird, bevor sie überhaupt gehalten worden sind, durchaus spontane Wirkungen haben können — wenn der Redner über die beneidenswerte Gabe verfügt, auf seine Hörer und auf die Stimmung des Augenblicks einzugehen und sich davon tragen zu lassen.

„Sperrfrist: 1. August 1974, 11.00 Uhr"

Als Bundesrat Ernst Brugger in seinem Präsidialjahr 1974 in den Zürcher Stadthausanlagen die offizielle Bundesfeierrede hielt, meinte ein Berichterstatter, der Bundespräsident sei ein glänzender Redner, der nicht nur ablese, was auf dem Papier vor ihm stehe, sondern auch immer wieder improvisiere und spürsicher den richtigen Ton treffe. Der Vergleich der Tonaufnahme dieser Rede mit dem Pressemanuskript, über dem sich der angeführte Sperrfristvermerk findet, bestätigt dieses Urteil in eindrücklicher Weise. Die auf eine halbe Stunde bemessene Rede dauerte nämlich drei viertel Stunden; den rund 1800 Wörtern des Manuskripts steht fast die doppelte Zahl in der Nachschrift des Tonbands gegenüber. Dabei zeigt sich, daß der Charakter einer Rede gerade in solchen Ergänzungen besonders deutlich zum Ausdruck kommt, weil der Redner dort variiert und extemporiert, wo er unmittelbar den Kontakt zum Publikum sucht oder wo er auf die